Runen

Roman von E. Werner

Die Erntezeit war gekommen. Ueberall auf den Feldern regte es sich, um den Sommersegen zu bergen, denn es war ein gesegnetes Jahr. Wo das Korn noch stand, wogte es von goldenen Aehren, und die Garben, die schon gebunden, des Einfahrens harrten, waren kaum jemals so reich und voll gewesen. Die Augustsonne leuchtete hell über all dem frohen, emsigen Treiben, und an dem klaren Himmel des Spätsommertages zeigte sich kein Wölkchen. Es war prachtiges Erntewetter.

Die Landschaft bot freilich nur die bescheidenen Reize der norddeutschen Ebene, und das alte Herrenhaus, das inmitten der weiten Felder lag, erhielt nur durch den umfangreichen Park an der Rückseite einen wirkungsvollen Hintergrund. Es war ein großer, nüchterner Bau, aber er machte mit seiner langen Fensterreihe und dem hohen Ziegeldach immerhin einen stattlichen Eindruck. Guntersberg war für gewöhnlich unbewohnt, denn der Besitzer, Freiherr von Hohenfels, hatte das dazu gehörige Gut verpachtet, da er im Staatsdienste stand. Er pflegte nur im Sommer während seines Urlaubs auf einige Wochen hierherzukommen. Jetzt freilich deuteten die aufgezogenen Vorhänge und die geöffneten Fenster in einem Teil des ersten Stockwerkes darauf hin, daß er anwesend war.

Die Strahlen der Nachmittagssonne gaben hell in das große Eckzimmer, dessen Einrichtung dem ganzen Charakter des Herrenhauses entsprach, alt, gediegen, aber steif und nüchtern. In den Vorhängen und den Polstern der Möbel herrschte ein schon etwas verblichenes Rot vor. Ein paar Familienbilder an den Wänden waren der einzige Schmuck, und eine alte Malerei über dem Kamin zeigte den Stammbaum derer von Hohenfels, in all seinen Verzweigungen.

Die beiden Herren, die sich in dem Gebäude befanden, waren in lebhaftem Gespräch. Der eine, der am Fenster stand, ein Mann im Anfange der Vierzig, mit schon leicht ergrautem Haar, war eine vornehme Erscheinung, mit scharf und fest ausgeprägten Zügen. Es lag ein kalter Ernst darin, und die Augen hatten jenen durchdringenden Blick, der gewohnt ist, bei Menschen und Dingen bis auf den Grund zu schauen. Derandere, ungefähr in dem gleichen Alter, verriet in seinem ganzen Aeußeren den Landwirt. Er war von kräftiger, untersetzter Gestalt, mit dem Ausdruck vollster Behaglichkeit und Gutmütigkeit in dem sonnenverbrannten Gesicht. In höchst bequemer Haltung saß er in einem Lehnstuhl und sagte jetzt in einem etwas vorwurfsvollen Tone:

„Ja, es ist lange her, daß wir uns zum letztenmal gesehen haben! Seit einem Jahre bist du nicht hier gewesen, Hohenfels, und geschrieben hast du auch nicht. Freilich, die Herren von der Regierung haben ja nie Zeit für uns einfache Provinzleute."

„Ich habe in der Tat keine Zeit gehabt", entgegnete Hohenfels. „Du weißt, wie ich nach allen Seiten hin in Anspruch genommen bin, und Guntersberg ist in guten Händen."

„Gewiß, und dein Pächter ist ein tüchtiger Mann, der seine Sache versteht, aber mir würde das trotzdem nicht passen. Auf meiner Scholle, da will ich allein Herr und Meister sein und bleiben. An mein Ottendorf lasse ich keinen Pächter heran."

„Du bist eben anders geartet, Fernstein, du bist Landwirt mit Leib und Seele. Mir genügt es nun einmal nicht, den Gutsbesitzer und Majoratsherrn zu spielen."

Ein Achselzucken ergänzte diese Worte.

Fernstein, der nächste Gutsnachbar und Jugendfreund des Freiherrn, lachte, als er mit gutmütigem Spott antwortete: „Ja, hier bei uns ist es nur gemütlich, und das war nie dein Fall. Bist ja auch die Hauptperson im Ministerium, nach seiner Excellenz, und wirst nächstens wohl selbst Minister werden."

„Nächstens wohl noch nicht, aber dereinst — wahrscheinlich," war die ruhige Antwort. „Uebrigens weißt du noch gar nicht, was mich diesmal herführt — Joachim ist tot!"

Fernstein fuhr plötzlich aus seinem Lehnstuhl auf. „Joachim? Dein Bruder?"

„Schon seit drei Wochen. Es dauert immer so endlos lange, ehe die Nachrichten von da oben aus dem hohen Norden uns erreichen. Ein Unglück mit seinem eigenen Jagdgewehr, eine Unvorsichtigkeit — so schreibt man mir wenigstens. Ich werde da wohl Näheres hören."

„Das also?" wiederholte Fernstein langsam. „Gestorben in der Fremde!"

„Ja — gestorben und verdorben!" erwiderte Hohenfels. „Mir war er ja längst gestorben. Er hat sich freiwillig geschieden von seiner Familie, von Vaterland und Freunden, in Haß geschieden. Da stirbt man dann auch allein in der Fremde."

„Ja, es war ein Kreuz für euch alle," gab Fernstein zu. „Aber ihr hättet ihn doch vielleicht anders behandeln sollen. Er vertrug nun einmal keine Strenge, und nun verbanntet ihr ihn schließlich hierher nach Guntersberg und setztet jene Heirat durch. Das war das Ende. Wir sollte der Feuerkopf, der die ganze Welt stürmen wollte, es denn aushalten in dieser Abgeschiedenheit und in den Fesseln einer solchen Ehe!"

„Es war der letzte Versuch, Joachim für uns zu retten. Er hatte sich ja damals schon unmöglich gemacht bei seinem Regimente. Ein Hohenfels, der ganz offen mit den Umstürzlern sympathisiert! Wir hoffen, er würde hier zur Besinnung kommen, und wollten ihn den gefährlichen Einflüssen entziehen, vor denen er in Berlin nicht zu hüten war. Der Plan scheiterte —"

„Und die von dir in bester Absicht zu stande gebrachte Heirat war wohl mit schuld daran," fiel Fernstein ein. „Der tolle, geniale Joachim und — nimm's mir nicht übel, Hohenfels — aber deine Schwägerin mit ihrem uralten Grafentitel war eine ausgemachte Gans."

Der Freiherr runzelte die Stirn, die derbe Bemerkung verletzte ihn offenbar, aber er erwiderte ruhig: „Sie war sechzehn Jahre alt bei ihrer Verlobung. Da nimmt man die geistigen Mängel noch für Schüchternheit, für Unbekanntschaft mit dem Leben — ich nahm sie auch dafür. Ich leugne nicht, daß der Plan von mir ausging, aber Joachim wußte nichts davon. So verliebte er sich in das hübsche, noch halb kindliche Mädchen und schwärmte davon, die noch unerschlossene Knospe zur Blüte zu bringen. Er mußte nun einmal alles von der excentrischen Seite nehmen. Als er merkte, daß die Blüte ohne Duft war, da war es aus mit seiner Schwärmerei. Da hielt ihn weder das Band der Ehe, noch das Kind, das ihm geboren war — er stürmte blind und toll zum Abgrund. Wir mußten schließlich noch froh sein, daß er seinem Vaterlande den Rücken kehrte."

„Schade um ihn war es doch!" warf Fernstein halblaut ein. „Der schöne, wilde Junge, der einst der Liebling aller Welt war!"

„Nun, er hat sie ja gefunden, die sogenannte Freiheit, der er alles opferte," sagte Hohenfels schneidend. „Er zerriß ja die „Sklavenketten" der Tradition, der Familie und Erziehung, und das Ergebnis war — eine Bauernexistenz unter Bauern da oben im Norden! Wie freilich das Ende erfolgte? Ich habe meine eigenen Gedanken bei diesem jähen Tode!"

Fernstein fuhr betroffen auf. „Du glaubst doch nicht etwa —?"

Er vollendete nicht, aber die Blicke der beiden Männer begegneten sich, und sie verstanden sich ohne Worte. Einige Sekunden lang schwiegen beide, dann begann der Freiherr wieder zu reden: „Ich habe nur die Nachricht erhalten. Der Pfarrer von Raansdal sandte mir kurz und förmlich die Anzeige. Er hat Joachims Heimat und Abstammung gekannt, denn der Brief trug meinen vollen Namen und die Adresse Guntersberg."

„Und der Junge? der Bernhard?" fragte Fernstein.

„Der gehört nun endlich wieder seiner Familie," erklärte Hohenfels mit vollem Nachdruck. „Schlimm genug, daß wir ihn überhaupt dem Vater lassen mußten!"

Er hielt inne, denn die Tür wurde zur Hälfte geöffnet und eine jugendliche Stimme fragte: „Darf ich hinein, Papa?"

Fernstein wandte sich rasch um. „Da ist mein Junge! Er holt mich mit dem Wagen ab. Komm nur herein, Kurt!"

Kurt Fernstein, der jetzt eintrat, war ein hübscher, schlanker Junge von etwa fünfzehn Jahren. Ein dunkler Krauskopf, mit frischen, offenen Zügen und blitzenden Augen. Ohne jede Scheu und Verlegenheit ging er auf den Freiherrn zu und gab ihm die Hand. „Guten Tag, Onkel Hohenfels!"

Dieser maß ihn mit einem höchst erstaunten Blick. „Du bist ja tüchtig emporgeschossen, Kurt. Das nennt ich wachsen!"

„Ja, du hast ihn seit zwei Jahren nicht gesehen," fiel der Vater ein. „So lange ist er in Rotenbach in der Bergerschen Erziehungsanstalt. Den Hauslehrern war er nun nachgerade entwachsen, und da die sogenannte höhere Bildung nun einmal verlangt wird bei unserer heutigen Jugend, habe ich ihn dorthin geschickt. Später muß er mir noch zwei Jahre lang auf die landwirtschaftliche Hochschule, damit er auch etwas Vernünftiges und Praktisches lernt. Er soll ja doch einmal Ottendorf übernehmen."

„Ich werde aber nicht Landwirt, das weißt du doch, Papa!" erklärte Kurt mit der größten Bestimmtheit.

„Fängst du schon wieder damit an?" fuhr Fernstein auf.

„Du willst nicht Landwirt werden? Was denn sonst?" fragte Hohenfels.

„Ich gehe zur See!" rief Kurt triumphierend. „Die ganze weite Welt will ich sehen. Ich trete in unsere Marine, ich werde Admiral!"

„Seit der Junge bei meinem Schwager in Kiel zum Besuch gewesen ist, hat er nichts im Kopfe als die verwünschte See. Auf allen Schiffen ist er herumgekrochen, den halben Tag lang hat er draußen auf dem Segelboot gelegen, und jetzt will er durchaus hinaus aufs Meer. Aber ich leide es nicht, das habe ich dir schon zehnmal gesagt."

„Dann gehe ich durch, Papa," erklärte Kurt mit vollster Seelenruhe. „Und wenn ich Schiffsjunge werden müßte!"

„Unterstehe dich!" drohte Fernstein bitzig. „Nach Ottendorf gehörst du. Die Dummheit verbitte ich mir. — Punktum!"

„Geh' jetzt hinunter in den Park, Kurt, mischte sich Hohenfels ein. „Ich habe noch mit deinem Vater zu reden."

Kurt gehorchte und verließ das Zimmer.

„Dein Sohn scheint nicht viel Respekt von dir zu haben," bemerkte Hohenfels nach einer Weile kühl, indem er seinen Platz am Fenster verließ und sich niedersetzte. „„Ich gehe durch!" — das wagt er dir ins Gesicht zu sagen?"

„Pah, er wird sich hüten, das wirklich zu tun, und ich wollte es ihm auch nicht raten. Es ist eine tolle Knabenidee, nichts weiter. In dem Alter wollen sie alle hinaus. Ich halte ihn schon fest, wenn es soweit ist."

„Das wird wohl auch nötig sein. Ich fürchte, dein Kurt ist auch einer von denen, die es auf der Scholle nicht aushalten. Warum giebst du übrigens seinem Wunsche nicht nach?"

„Das fehlte noch!" rief Fernstein, förmlich beleidigt durch die Frage. „Was soll denn dann aus Ottendorf werden, dem alten Erbgut unserer Familie, auf dem schon mein Großvater gesessen hat? Soll es etwa nach meinem Tode in fremde Hände kommen, soll es verkauft, verschleudert werden? Mein Mädel wird doch einmal heiraten, Gott weiß wohin; den Jungen behalte ich, und den werde ich mir schon zum Landwirt heranziehen. Respekt hat er freilich blutwenig."

„Ich würde ihn anders erziehen," meinte Hohenfels, „es ist ein fecker Bursche, voll Feuer und Leben. Wenn er mein wäre, — ich gäbe viel darum!"

Die letzten Worte klangen in ausbrechender Bitterkeit. Fernstein nickte bedauernd. „Ja freilich, dir ist der Sohn versagt geblieben, und gerade kommt bei dir so viel darauf an, da Guntersberg Majorat ist. — Wie geht es denn deiner Tochter?"

„Wie immer, sie ist eine stete Sorge für uns. Die Aerzte sprechen von einem äußerst empfindlichen Nervensystem, von Blutarmut und dergleichen. Sie vertrösten uns auf spätere Jahre, aber das Kind bleibt schwächlich — und es ist doch unser einziges!"

Die Stimme des Freiherrn verlor zum erstenmale ihren kalten, festen Klang, es bebte eine unterdrückte Bewegung darin, aber er brach schnell ab.

„Lassen wir das, es ist ja nicht zu ändern, und ich muß Dringendes mit dir besprechen. Ich habe meinen Sekretär, auf den ich mich in jeder Hinsicht verlassen kann, nach Raansdal geschickt, um Bernhard abzuholen, und erwarte ihn schon in der nächsten Woche. Aber gerade jetzt muß ich unerwartet fort — eine amtliche Reise, auf der ich den Minister vertreten soll — und meine Frau ist mit unserer Kleinen noch im Bade. Da wollte ich dich bitten, den Knaben einstweilen nach Ottendorf zu nehmen, bis ich zurück bin."

„Von Herzen gern," stimmte der Gutsherr bei. „Kurt hat ja jetzt Ferien, da findet dein Neffe einen Kameraden. Ich fürchte nur, er ist arg verwildert. Die Erziehung des Vaters wird wohl danach gewesen sein!"

„Ich fürchte noch Schlimmeres, denn es scheint, daß er das Blut des Vaters geerbt hat. Gleichviel, er heißt Bernhard von Hohenfels."

„Nach dir! Du warst ja sein Taufpate."

„Und jetzt bin ich sein Vormund und werde sorgen, daß er nicht auch auf solche Wege gerät wie Joachim," sagte Hohenfels mit Nachdruck.

„Du hast deinen Bruder auch nicht zügeln können," warf Fernstein ein.

„Weil ihm der Zügel nicht rechtzeitig angelegt wurde. Er wurde ja von aller Welt verwöhnt und verzogen, er war der Liebling der Eltern, der sich alles erlauben durfte und auch alles erlaubte. Als seine Tollheiten anfingen, gefährlich zu werden, da war es zu spät! Bernhard ist fünfzehn Jahre, ein Knabe ist noch zu zwingen, und ich werde ihn zwingen, wenn es not tut."

„Ja, er wird es bei dir wohl büßen müssen, daß er Joachims Sohn ist," sagte Fernstein mit derber Aufrichtigkeit. „Sei ehrlich, Bernhard, du hast deinen jüngeren Bruder nie geliebt."

Der Vorwurf mochte wohl begründet sein, denn zwischen den Augen des Freiherrn lag eine tiefe Falte, als er antwortete: „Wir waren zu grundverschieden, um uns je verstehen zu können. Joachim wild, unstet, ohne jedes Pflichtgefühl, immer von einem Extrem in das andere stürzend — ich von alledem das Gegenteil. Schon als wir noch Knaben waren, verlachte er mich, und später, als ich den Vater zu energischen Schritten gegen ihn bestimmte, da haßte er mich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Natur. Vielleicht war ich hart, aber ich habe nun einmal keine Nachsicht für die Art, wie er sich von uns losriß und alles, was uns teuer und heilig war, mit Füßen trat. Es ist ein schlimmes Erbteil, der Sohn eines solchen Vaters zu sein, und Bernhard ist jetzt der künftige Majoratsherr von Guntersberg. Ich habe dafür einzustehen, daß er uns nicht auch verloren gehe. Hier hat der Tod ein Machtwort gesprochen — noch zur rechten Zeit!"

Das klang in der Tat hart und unversöhnlich, und in den Zügen Bernhards von Hohenfels lag kalte Ruhe. Er hatte für den Sohn des verstorbenen, verlorenen Bruders, der nun sein Erbe werden sollte, keine Regung von Liebe oder auch nur von Wohlwollen übrig. Wenn er den Knaben jetzt in seine Obhut nahm, so war das eben auch nur Pflichtgefühl, ein Opfer, das er dem Namen und der Zukunft seines Hauses brachte.

* * *

„Das kann nicht so fortgehen, Karl! Du mußt auf irgend eine Weise eingreifen und uns Ruhe schaffen, sonst erleben wir noch ein Unglück mit diesem Wilden. Das ist ja eine furchtbare Zumutung, die dein Freund uns da gestellt hat. Der Junge bleibt dabei, daß er fort will, und droht mit allen möglichen Gewaltstreichen, wenn man ihm nicht den Willen tut."

Es war Fräulein Fernstein, die Schwester des Gutsherrn von Ottendorf, die vor ihrem Bruder stand und eine längere Auseinandersetzung mit diesen Worten schloß. Sie schien ihm damit nichts Neues zu sagen, denn er sah wohl ärgerlich, aber keineswegs überrascht aus, als er antwortete:

„Nun, so schlimm wird es wohl nicht werden, aber arg genug ist die Geschichte. Wenn ich gewußt hätte, was für eine Bescherung Hohenfels uns in das Haus schickt, ich hätte mich bedankt dafür. Jetzt habe ich einmal mein Versprechen gegeben und muß es halten."

Das Fräulein, eine stattliche Dame in der Mitte der Vierzig, die ihrem verwitweten Bruder seit einigen Jahren den Haushalt führte, beruhigte sich durchaus nicht bei dieser Entscheidung.

„Er macht uns noch ganz Ottendorf rebellisch," klagte sie. „Keiner von den Leuten will mit ihm zu tun haben! Und dabei kennst du wohl das Neueste nicht, was er heute morgen wieder angestellt hat, während du auf dem Felde warst! Da hat er sich den Fuchs aus dem Stall gezogen, ihm den Zaum angelegt, und nun heidi hinauf, ohne Sattel! Das Tier ist das ja nicht gewohnt, es wurde wild, bäumte und schlug. Ich habe in Todesangst hier am Fenster gestanden und drüben vor dem Stall die Leute. Wir dachten, es müsse ein Unglück geben, aber da hättest du den Jungen sehen sollen; Maltratiert hat er das arme Geschöpf solange, bis es gehorchte, aber es zitterte an allen Gliedern!"

„Ja, er ist ein Tollkopf," bestätigte der Gutsherr, dem die wilde Rücksichtslosigkeit seines Pfleglings offenbar imponierte. „Hätte ich nur den Kurt nicht hinübergelassen zum Oberförster, aber ich habe Bernhard erst ein paar Tage später erwartet. Der Sekretär ist ja Tag und Nacht mit ihm gereist, um ihn nur loszuwerden, er scheint genug ausgestanden zu haben auf der Fahrt. Unser Junge muß übrigens gleich — da fährt eben der Wagen vor!"

Er trat an das Fenster. Es war in der Tat Kurt, der einige Tage lang bei den Söhnen des Oberförsters, seinen einstigen Spielkameraden, gewesen war und jetzt zurückkehrte. Er sprang aus dem Wagen und stürmte in das Zimmer, überfiel die Tante mit einer ungestümen Umarmung und eilte dann zum Vater.

„Da bin ich wieder, Papa! Ist Bernhard Hohenfels schon da? Ich habe mich schon die ganze Zeit über auf ihn gefreut."

„Ja, er ist da," sagte Fernstein trocken. „Aber wir haben unsere Not mit ihm. Frage nur die Tante, die ist ganz außer sich darüber."

„Ein Ungetüm ist er!" rief das Fräulein und begann sofort ein ganzes Sündenregister des neuen Ankömmlings aufzuzählen, der ihrer Versicherung nach in den paar Tagen seines Hierseins bereits ganz Ottendorf auf den Kopf gestellt hatte.

„Nim dich nur ja in acht vor ihm, Kurt," schloß sie, „und reize ihn nicht etwa mit deiner gewohnten Spottlust."

Kurt lachte hell auf über diese Schilderung und über die sichtbare Angst seiner Tante. „In acht soll ich mich nehmen? Das fehlte noch! Aber anschauen will ich es nur schleunigst, dies Ungetüm. Wo haust es denn eigentlich?"

„Wir haben ihm das große Fremdenzimmer eingeräumt, und wenn er draußen keinen Unfug anrichtet, dann sitzt er da drinnen und grollt. Er will ja durchaus wieder fort."

„So will ich gehen und den Strauß mit dem nordischen Bären ausfechten!" rief Kurt übermütig. „Wenn ich nicht zurückkomme, dann hat er mich verschlungen mit Haut und Haar, dann weißt du Bescheid, Tante!" Damit lief er davon.

Die Fremdenzimmer lagen drüben auf der anderen Seite des Hauses. Man machte einige Umstände mit dem Neffen des Freiherrn von Hohenfels und hatte ihm das größte und beste Gastzimmer eingeräumt, das nach dem Garten hinaus lag. Der neue Ankömmling schien diese Rücksicht aber gar nicht zu würdigen. Als der Sohn des Hauses die Tür öffnete, lag Bernhard Hohenfels der Länge nach auf dem Sofa, die Beine auf der geschnitzten Decke der Seitenlehne, und starrte unverwandt hinauf in den leuchtenden Sommerhimmel, der durch die weit offenstehenden Fenster hereinschaute. Er nahm nicht die mindeste Notiz von dem Eintretenden, obgleich er ihn kommen hörte.

„Guten Tag!" sagte Kurt, vorläufig ganz freundschaftlich, aber er erhielt keine Antwort. Der junge Hohenfels wandte nicht einmal den Kopf nach ihm.

„Schläfst du etwa?" fragte Kurt, indem er die Tür schloß und näher trat. „Hast ja die Augen weit offen. Ich sage dir Guten Tag — kannst du nicht antworten?"

„Was willst du hier?" fragte Bernhard kurz und herrisch, indem er sich aufrichtete.

„Komische Frage, ich bin doch hier zu Hause! Ich bin Kurt Fernstein und komme eben von dem Besuche bei Oberförsters zurück. Ich habe es schon gehört, daß du da bist."

„Laß mich in Ruhe!" grollte der andere, aber Kurt ließ sich nicht stören. Er besah sich den Gast von allen Seiten so gründlich, als sei dieser eine ganz besondere Merkwürdigkeit. „Du sollst mich in Ruhe lassen," wiederholte Bernhard zornig. „Geh fort, ich will dich nicht!"

Das klang entschieden feindselig. Bernhard Hohenfels war, obgleich in demselben Alter wie Kurt, doch fast einen Kopf größer als dieser, eine kraftstrotzende Gestalt, mit mächtigen Gliedern. Aber kein Zug in seinem Gesicht verriet, daß er dem alten, stolzen Adelsgeschlecht angehörte, dessen Blut in seinen Adern rollte und dessen letzter Sprößling er war. Freilich hatten die Züge Bernhards noch ganz das Unreife und Unentwickelte des Knaben, aber alles war herb, regellos und abstoßend in jeder Linie. Das dichte, blonde Haar fiel so tief in die Stirne, daß es sie fast bedeckte, und die blauen Augen blickten drohend und feindselig. Der junge Hohenfels sprach überdies ein ganz seltsames Deutsch, mit harter, fremdartiger Betonung. Man hörte es, daß er die Sprache nicht gewohnt war, wenn sie ihm auch geläufig zu sein schien.

„Du kannst ja nicht einmal ordentlich deutsch reden!" spottete Kurt. „Man versteht dich kaum, und du bist doch hier in Guntersberg geboren und sollst nun bei uns bleiben."

„Ich will aber nicht!" erwiderte Bernhard trotzig. „Versucht es nur, mich festzuhalten! Ich gehe durch."

„Durchgehen willst du?" fragte Kurt, bei dem das Wort eine verwandte Saite berührte. „Das will ich eigentlich auch, aber erst später, denn jetzt nehmen sie mich noch gar nicht an bei der Marine. Aber warum willst du denn absolut fort? Gefällt es dir nicht bei uns?"

„Nein," war die herbe Antwort. „Es ist nicht auszuhalten bei euch. Nichts als die sonnigen Felder mit den langweiligen Schnittern. Keine Berge und Wälder, keine Felsen und kein Meer, wie daheim in meinem Nordland! Da bin ich zu Hause und dahin will ich zurück!"

„Das laß deinen Onkel Hohenfels hören, der wird es dir schon beibringen, wo du zu Hause bist! Du gehörst jetzt nach Guntersberg, hat er gesagt, und was der will, das gilt."

„Ich will aber nichts wissen von ihm und seinem Guntersberg!" brauste der wilde Knabe auf. „Ich hasse es, wie dies ganze erbärmliche Deutschland!"

„Höre, das läßt du bleiben!" unterbrach ihn der andere gereizt. „Du solltest dich schämen, auf dein eigenes Vaterland zu schimpfen, und wenn du das noch einmal sagst —!" Er hob drohend die Faust, aber Bernhard blickte verächtlich auf ihn nieder.

„Willst du etwa mit mir anfangen? Nimm dich in acht!"

„O ja, das können wir probieren," tönte es kampflustig zurück. „Unterstehe dich und sage das schändliche Wort noch einmal!"

„Erbärmlich ist es, euer Deutschland —" weiter kam Bernhard nicht, denn jetzt fiel Kurt ohne weitere Kriegserklärung über ihn her, und in der nächsten Minute waren die Beiden handgemein geworden. Sie prügelten sich mit vollster Energie, und der gewandte, geschmeidige Kurt war unleugbar im Vorteil dabei. Mit seinen blitzschnellen Bewegungen wußte er stets rechtzeitig auszuweichen, während Bernhard blindlings zuschlug, meist ohne zu treffen; aber endlich bekam der junge Hohenfels doch die Oberhand. Er packte den Gegner, und als er ihn erst einmal gefaßt hatte, da half alle Gewandtheit nichts mehr. Kurt machte es ihm freilich schwer genug und rauhte wacker zur Ehre seines Vaterlandes, aber dieser Bärenstärke war er nicht gewachsen. Ein kurzes, wildes Ringen, dann lag er der Länge nach am Boden, und Bernhard stand über ihn gebeugt, mit keuchender Brust. Er hatte offenbar seine ganze Kraft eingesetzt.

„So — da hast du es!" rief er triumphierend, indem er von dem Gegner abließ, aber in Kampfbereitschaft blieb, für den Fall, daß dieser Lust zeigen wollte, wieder anzufangen.

(Fortsetzung folgt)

MADE IN CANADA

MAGIC BAKING POWDER

enthält kein Alaun,

macht reine, köstliche, gesundheitliche Biscuits, Cakes und Pasteten. Es ist das einzige, wohlbekannte, erstklassige Backpulver, das in Canada hergestellt ist und zu mittleren Preisen verkauft wird.

E.W. GILLETT COMPANY LIMITED

TORONTO, ONT.

WINNIPEG MONTREAL

Kinder Schreien nach Fletcher's

CASTORIA

Die Sorte, die Ihr immer gekauft habt, und die seit mehr als 30 Jahren in Gebrauch ist, hat die Unterschrift von Chas. H. Fletcher getragen und ist von Anbeginn an unter seiner persönlichen Aufsicht hergestellt worden. Lasst Euch in dieser Beziehung von Niemandem täuschen. Fälschungen, Nachahmungen und "Eben-so-gut" sind nur Experimente und ein gefährliches Spiel mit der Gesundheit von Säuglingen und Kindern—Erfahrung gegen Experiment.

Was ist CASTORIA

Castoria ist ein unschädliches Substitut für Castor Öl, Paregoric, Tropfen und Soothing Syrups. Es ist angenehm. Es enthält weder Opium, Morphin noch andere narkotische Bestandtheile. Sein Alter bürgt für seinen Werth. Es vertreibt Würmer und beseitigt Fieberzustände. Es heilt Diarrhoe und Windkolik. Es erleichtert die Beschwerden des Zahnens, heilt Verstopfung und Blähungen. Es befördert die Verdauung, regulirt Magen und Darm und verleiht einen gesunden, natürlichen Schlaf. Der Kinder Panacae—Der Mütter Freund.

ÄCHTES CASTORIA IMMER

mit der Unterschrift von

Chas. H. Fletcher.

Die Sorte, Die Ihr Immer Gekauft Habt, Ist In Gebrauch Seit Mehr Als 30 Jahren

THE CENTAUR COMPANY, NEW YORK CITY.

Huck & Kleckner

Gemischte Warenhandlung

Bibank, Sask.

Wir laden unsere werte Kundschaft auch in diesem Jahre ein, unser reichhaltiges Lager in

Herbst- und Winter-Waren

zu besichtigen.

Wir lenken Ihre besondere Aufmerksamkeit auf unsere Möbelabteilung, verschiedene Sorten Winteräpfel. Für Farmprodukte zahlen wir stets die höchsten Preise.

Wenn Du noch eine Heimat hast,
So nimm den Ranzen und den Stecken
Und wandr'e, wand're ohne Rast,
Bis Du erreicht den teuren Flecken.

Das Original und einzig Echte

Schütze dich vor Nachahmungen, die oft ebenso gut verkauft werden wie

Minards Liniment